

Redenz of John Risch, Esq., Großer Neu York.

Witter Gitter!

Nämlich ich sein schon wieder emol des Opier von Sirkumfanges un van meine Prinzippel: Alles für die Familit' geworn un die folglische Kaufe...



Nämlich die Allt is so forchtbar for mei Gesundheit besorgt (trogdem, daß ich ziemlich hoch insidant bin) un ich muß konsequenti immer bei der größte Hitz in nordpolarißen Unnerzeug un schwere Overcoats erumlasse.

Ich in der Springsitz, wo der Venz limnt (Venz' is nämlich Hochdaitich for Spring), da muß ich awer noch an partikeller Gliening-Brage dorch-nenne so e Art von innerlichem Hauscliening for de Wage un for das Blood-Purifizierung.

Des hot awer nix mit der Rail-road ze thun. Sonnern im Gegen-theil. Der Fakt von dem Mütter is vielmehr folgender:

Am Sonntag is die Allt mit der Maud for Dinner un de Rachmittag ze spende zu Milätschen gegangen, wo ich nix drum geb. (Die Zeit hawwe nix, der Mann muß for e Selterie schaffen un er is tei Umgang for Mich).

Ich hen also mein Overcoat ange-zogen. Es war e fürchterliche Hitz, wie ich erausgetimme bin. Wie ich beim Schall an der Ged war, da hen ich geschwigt wie ein Käse.

Awmer merkwürdig, es muß, wäh-rend daß ich insiet war, ausseit auch e Bifile geschänkt habet hawwe. Es hot angefangen, e Bifile ze frohle. Wie ich an die nerte Ged limm, da war es schillil.

Ich hen also eini in die Ged (ich sein auch bekant an dem Platz) un ich hen wege der Kälte was Stä-rteres getrunke. Der Mann hot mer dann ein Spring-Overcoat gefliche. Wie ich fort sein, da war es net schillil, sonnern kalt.

Well, Mister Gitter, um es kurz ze mache: Jedes Mal, wann ich wieder erausgetimme sein, da war wieder an-neres Wetter un ich hen wieder zerick gemüßt, un wann des Wetter emol 10 Minute gleich gebliwwe is, da hen ich en Dillab wege dem innerliche Hauscliening gehatt un uff die Weis hen ich of course des Abhole von der Allt un der Maud gemüßt.

Das ich des nor aus Rückficht for mei Gesundheit un der Familit' ze Lieb gehan hab, des werd of course net riton.

Mit diesem Wunsch sein ich so lang mit Richards Yours John Risch, Esq.

Ein nächtlicher Ueberfall.

Ein Erlebnis aus dem Kriege 1870-71.

Wir hatten im Kriege das Glück, von sehr schneidigen Männern kommandirt zu werden; zwei unserer Kompanie-führer waren im Laufe der Monate ge-fallen, nun spornete uns der Ehrgeiz des dritten. Da ward es stiller auf unserm Kriegsschauplatz und das Ende des großen Kampfes schien bevorzustehen, obichon zum Leidwesen unferer tapfern Major die Bataillionsfähne immer noch einige ungenügend zerfetzte Stellen auf-wies.

Mit einem Male fladerte aber das erlösende Kriegesfeuer wieder auf; die Brigade sollte einen Vorstoß machen, unser Bataillon, speziell unsere Kom-pagnie, während dieser Zeit die ganz ungefährtete rechte Flanke bedeckn. Das war nicht hart für uns, dagegen sehr schmerzlich für unsere Ehrgeizigen. Ge-gen Abend stellte die Kompanie Vor-posten aus, noch dazu gut gedeckt hinter einem, sich zu schmalen See verbrei-ternden, träge fließenden Wasserlauf, der schließlich über ein langes Wehr ab-fiel. Wir waren also geborgen. Unser Hauptmann trüfchte vor Wuth, hier zur Thatlosigkeit verurtheilt zu sein, während Andere Vorbeeren pfläzen konnten; tumberdill sah er auf seine noch unbetreugte Brust. Diese Finster-niß umgab uns; das Wasser rauschte gleichmäßig. Da nahte von rückwärts her ein Trupp; es war der Major, ge-folgt von der Fahnenkollon. Dieses hatte Sturm zu bedeuten.

In froher Erregung theilte der Kom-mandeur mit, daß nach einer aufge-fangenen Depesche der Feind beim Wehr einen nächtlichen Ueberfall beabsichtigte. Hinter jeden Flügel und die Mitte sei eine Reserve beordert, unferer Kompanie aber die Ehre des Tages, oder viel-mehr der Nacht, zugebacht. Mit einem leisen „ich gratulire im Voraus!“ ichoh er seine Rede an unsern Hauptmann. Das Gesicht begünstigte uns: hinter uns ging nämlich der Vollmond und der desien hell die Wasseroberfläche, lieh uns aber, gedeckt im Gebüsch, am flachen Ufer im Dunkeln. Vor dem Wehr war fast die ganze Kompanie zusammengezogen. Stunde um Stunde verrann; nichts regte sich. Die Sade wurde nachgerade langweilig und er-müdend. Die Unteroffizierposten liehen auf Anfrage melden, daß sie nichts Ver-dächtiges bemerkten. Der sukzessiv-wärts kommandirende Kriegesfreiwillige Schmir berichtete sogar, daß ein Feind dortselbst kaum landen könne, weil am sehr steilen Ufer ziemlich große Strömung sei.

Endlich raschelte etwas in den Sträuchern am Wehr; ein Mann vom jenseits vorgehobenen Posten kam zu-rück mit der Meldung, daß sich auf dem Fluße etwas bewege. Unmittelbar darauf sahen wir Alle einen tollthühen Schwimmer mit umgebängtem Gendel vorbei treiben. „Nicht schrecken!“ flüsterete zwar unser Hauptmann, aber im selben Augenblick trachte auch schon ein Schuß vom Wehr her. Die Angst mußte gut getroffen haben, denn lautlos verlor der Kopf des Schwim-mers in der Fluth; einen Augenblick schimmerte noch der Gewehrlauf im Mondschein, dann gewahrte man nichts mehr auf den Wellen.

Nun kam auch der zweite Mann, der den Schuß abgegeben, athemlos ange-lausen und meldete, daß es auf dem Wasser von Schwimmern wimmelte, der Feind aber wohl auch drüben am Wehr sei. Leider ging der Mond unter; trotz der Dunkelheit, an die sich das Auge bald gewöhnte, konnte man aber doch sehen, wie noch viele Feinde, gleich den ersten, nach der Wehr zu schwammen; dieses lag jetzt ganz im Dunkeln. Eine Menge Gegner konnten sich nun dort angeammelt haben; die ganze Sade kam uns höchst merkwürdig und unheimlich vor. Da löste die laute Stimme des Majors den Bann: „Fahne hoch!“ rief er gellend durch die Nacht und „Schnellfeuer“ kommandirte nun mar-terschnitend unser Hauptmann hinter-her. Ein Heidenlärm erkand nun; prasselnd flogen die Geschosse in Wehr und Wasser, zischend spritzten die Fluthen, heulend pflüßen einzelne Kugeln weiter. Dann folgte Grabes-schille; zu machen war nichts, ehe der Tag graute. Der Gegner, welcher nicht zu Schuß gekommen war, mußte geradezu vernichtet sein, unsere Vorge-setzten schüttelten sich die Hände, wäh-rend wir Alle froh waren, noch heile Haut zu haben.

Da, im ersten Frühlicht wurde die Entdeckung gemacht, daß in den Wei-den am Wehr eine Menge Schweins-bläsen angetrieben sei. Stöße, deren eines Ende mittels eines eingeklemmten Steines unter Wasser gehalten wurde, waren an die Bießer gebunden; das waren also die Gewehre der Hohlköpfe auf welche wir einen schweren Viehhopf geschleudert hatten!

Kautlos versorg sich die Fahnenkolon; mit gemischten Gefühlen, namentlich unter tiefem Bedauern, daß der in-samige Alfrise, dessen Bemühungen wir eine schlaflose Nacht zu verdanken hatten, nicht wenigstens einige gefüllte Schweinsköpfe als Opferblafen aufs wässrige Schlachtfeld schwimmen lieh, folgten wir ihrem Beispiel. Der Unthat stark verdächtigt war der ge-nannte verschmigte Kriegesfreiwillige Schmir, aber beweisen konnte man ihm nichts.

Der vergessene Papa.

Ein Wiener Blatt erzählt folgende Geschichte: Wie alles auf Erden, nimmt auch der lustige Ball ein Ende. Wäh-rend die Kellner bereits die Gasflam-men ausdrehen und allmählich Finster-niß über den vor Kurzem noch in strahlendes Licht getauchten Saal verbreiten, giebt es ein kurzes Gedränge in den Garderobräumen, während draußen die heiseren Stimmen der Wa-genrufer das dumpe Rollen der abfahrenden Wagen überbönen. Bald wird es stille und dbe sein in den Räumen, in welchen so reges, fröhliches Leben und Treiben geherrscht hatte. Zu den letzten Gästen, welche den Heimweg an-traten, gehörten Frau K. und ihre an-muthigen Töchterchen Emma und Be-rese. Die Mädchen hatten zu den be-gabtesten und unwordensten Tänze-rinnen des Balles gezählt, und auch jetzt noch sah das entzückte Mütterauge die lieblichen Kinder von einer Anzahl Anderer umringt, welche eifrigst begriffen waren, pelzgefütterten Capes um die schönen Schultern der reisenden Mädchen zu legen. Bis zur Wagenhür seht sich das befrachtete Gefolge fort, um noch einen letzten Blick, ein letztes Dank-smort und Verheißung freudigen Wiedersehens auf dem Tanzparkett zu erhalten. Dann schließt sich der Wa-genschlag, die Pferde ziehen an, und die Damen drücken sich behaglich in die Eden des Wagens, der raselnd durch die Straßen rollt. Die Mädchen plaudern noch über die Ereignisse des Abends, wie lieb Herr X. war, wie famos Herr Y. tanzte, wie galant Herr Z. sich gezeigt habe, wie abgünstlich Fräulein A. ausgefallen habe, wie ent-sehlich Fräulein B. „ausgeschnitten“ gewesen sei, und wie tansnedig Fräulein C. sei; dann fällt endlich der Wa-gen, der beschlafene Hausmeister kommt, das Hausport thurt, man klettert die Stiegen empor — endlich zu Hause! Die treue Lisi kommt und hilft die Damen „abstrühen“.

„Ich weiß nicht“, sagt da plötzlich Frau K., „mir ist, als ob mir etwas fehlt!“ „Mir auch“, entgegnet Emma, müde in einen Hauteuil sinkend. „Ich habe die Empfindung, als ob mir etwas ab-ginge.“ „Wir müssen etwas vergessen haben“, meint Berese. „Vergessen?“ sagt die Lisi und ruft dann, einen Gedankenblitz erfassend, er-dreht auf „n' gnä“ Herrn kam 'S vergessen! Der gnä' Herr is ja n'ot da!“ „Mein Mann, wir haben mein Mann vergessen!“ — „Schrecklich!“ — „Was thun wir denn?“

Die wacker Lisi weiß Rath. Der Hausmeister wird aus den Federn ge-stormt und muß in einem Einpän-ner nach dem Ballotol zurück, den „vergeffenen“ Papa und Gatten zu-fuchen.

Der arme Ballotier! Die fünfte Nacht ist es, seit er von Ballotol zu Ballotol geschleppt wird, wo er nichts zu thun hat, als die Vorstellungen jun-ger Herren entgegenzunehmen, sich gründlich zu langweilen und schließ-lich die Zehre zu bezaheln. Am Mor-gen muß er dann mit wüstem Kopf in's Bureau, während sich die Damen des Hauses in den Federn dehnen und in einem förmlichen Murremschlag Kräfte sammeln für den nächsten Ball. So hatte er sich denn in der fünften Ball-nacht, als es schart gegen Morgen ging, ein verlassenem Plätzchen zwischen einem Kredenzkasten und dem Ofen ausge-liegt, sich dort Deckung durch einen vorgehobenen Ofenschirm verschafft, und war dort gründlich eingeschlafen. Auch die aufträumenden Kellner hatten ihn übersehen, und so schlief der Gute weiter, bis ihn ein Gefühl der Kälte weckte. Man hielt ihn, als er den Ausweg nach dem füstern Saal suchte, erst für einen Einbrecher, und nur die rechtzeitige An-kunft des Hausmeisters konnte ihn vor allen erdenklichen Widerwärtigkeiten be-wahren. „Na“, sagte der Hausmeis-ter bei der Heimfahrt, „san E' n'ot böß, gnä' Herr, daß m'r an Ruß oder a Pelzhandschuh wo liegen lieh, tummt oft gnua vor, aber daß m'r a leibhaft'iges aus'wacht'nes Menschkind ver-gißt, döß...“

Das Haar als physiognomisches Kennzeichen.

Krauses, wirr gelocktes Kopf- und Barthaar deutet auf ein lebhaftes, leicht erregbares Temperament; welliges, regelmäßig gelocktes auf einen schwärmerisch veranlagten Menschen, einen Träumer und Idealisten. Glattes, glänzendes Haar bei gebildeten Personen deutet auf ein gleichmäßiges Temperament, auf Gelassenheit, Ruhe, Ehrlichkeit; es beweist einen klaren Kopf und natürliche Begabung. Je dunkler das Haar ist, desto robuster und grobthätiger ist im all-gemeinen der Körper des Menschen und desto rauher ist die Haut. Die dunkel-haarige Rasse ist physisch die kräftigste, geistig jedoch die weniger begabte. Sie neigt mehr körperlichen Arbeiten, die hellhaarige mehr geistigen Anstrengun-gen zu.

Eine Hundegeschichte.

Aus den „Erinnerungen“ des Jour-nalisten Guido Weiß veröffentlicht die „Fest. Jg.“ u. A. folgende Geschichte: Julian Schmidt, der bekannte Literar-historiker, besah außer seinen sonstigen, mehr oder weniger anerkannten Ver-zügen auch einen, auf den er selbst recht stolz war: er verstand vortrefflich das Hundegebell nachzuahmen. Eines Nachts lehrte er ziemlich spät in sein Heim zurück, das weit draußen in dem damals noch wenig bebauten letzten Theil der westlichen Vorstadt lag. Als er die Thür erreicht hatte, entdeckte er, daß er den Hauschlüssel vergessen habe. Guter Rath war theuer, denn der Nachtwächter, der ihm hätte auf-schließen können, kam nur in längeren Zwischenräumen in die abgelegene Ge-gend, und in der hochgelegenen Woh-nung, sowie im Hause überhaupt waren alle Lichter erloschen. So galt es denn, sich in Geduld zu fassen und zu warten. Auf- und abwandeln hörte Julian in der ferne einige Hunde bellen und das versuchte ihm sofort seine üble Laune;

er antwortete den Hunden. Da diese die Unterhaltung forsetzten, ermachte sein Künstlergeist, bald war es eine ganze Schaar der verschiedenartigsten Hunde, die er zu Worte kommen lieh. Erst winkelte ein wehmüthiger Bin-scher, dann bläste ein in der Stube eingeschlossener Mops, dann knurrte und bellte in tiefem Bass ein ganz unge-bitteter Metzgerhund, an ihm schloß sich in hohem Diskant ein jantischer Schoßhund; es wurde bald ein Höl-lenpöttekel, weil jetzt auch sämtliche Hunde der Nachbarschaft von dem Vor-fall Notiz nahmen und ihre Meinung darüber äußerten. Dann öffnete sich auch hier und da ein Fenster und ein mächtiges Hund aus Residendele mischte sich in das Konzert, ja zuletzt slog ein nicht gerade kleiner Stein auf's Gerathewohl, da die Nacht sehr dunkel war, auf den vermeintlichen Schauplatz des Lärms und an des Künstlers Nase vorbei. Wüthlich trat aus dem Dunkel der Nachtwächter hervor, der nicht wenig überascht war, er anstatt der erwarteten Hundebalgerei tiefe Ein-samkeit und nur einen kleinen Mann fand, der, an einen Baum gelehnt, herzlich lachte und den Wächter heran-rief. Der nahm den Spah nicht so freundlich auf und drohte dem Herrn Doktor mit einer Anzeige wegen grober nächtlicher Ruhestörung, aber ein klei-ner feiner Silberklang befristigte seine empörten Ohren und so schloß er das Nachspiel, denn der Herr Doktor äußerte sich sehr ungehalten gegen die Seinigen darüber, daß er den Schlüssel vergessen hatte. Wenn er seitdem wieder einmal ausgegangen war und spät Abends ein benachbarter Hund den Mond anbellte, so öffnete sich fiederlich oben ein Fenster und eine zarte Frauen-stimme stödete hinunter: „Julian bist Du's?“

Strafe für Pantoffelhelden.

Es kommt gewiß überall einmal vor, daß Männer, die unvorsichtig genug sind, athletisch veranlagte Jungfrauen zu ehelichen, bei einem in Thätlichkeit ausartenden Zwiß aus angeborener „Galanterie“ den Kürzeren ziehen. In keinem anderen Orte der Welt aber dürfen die von ihnen befehen oder viel-mehr kräftigeren Hälfen geprügeltten Gemüther derart der Unvorsichtigkeit preisgegeben sein, als in dem französi-schen Städtchen Montlucon, wo heute noch eine aus dem Mittelalter stam-mende Sitte aufrecht erhalten wird. Vor einigen Tagen hatte sich dort eine nach Tausende zählende Menschenmenge gegen 6 Uhr Abends auf der St. Pierre-Brücke und in den angrenzenden Straßen ungesamlet, um eine höchst merkwürdige Procession vorüberziehen zu sehen. Eine große Schaar eben aus den Fabriken entlassener Arbeiter führte einen Esel spazieren, auf dem in der-lehrt Stellung ein Mann ritt, der auf dem Kopf eine baumwollene Nachtmütze trug und in der erhobenen Rechten eine Spindel hielt. Auf seinem Rücken prangte ein Plakat mit der Aufschrift: „Von seiner Frau ge-schlagen!“ Der unglückliche Reiter war ein Arbeiter, der um die Mittagszeit von seiner schlagerigen Gattin im Beisein mehrerer Zeugen eine derbe Ohrfeige erhalten hatte, ohne sich zu wehren. Für seine Ritterlichkeit mußte er nun die Hellsbromende unterneh-men und sich mit grausamem Spott überhäufen lassen.

Das Land des Regens.

Die Gegend von Cherrapunji in dem Königreich Assam in Hinterindien kann das Land des Regens genannt werden, denn die pluviometrischen Apparate zeigen wohl bestimmt in keiner anderen Gegend der Erde einen so hohen Regen-fall an, wie in der Gegend von Cherrapunji. Mehrjährige Beobach-tungen liehen jährlich einen durch-schnittlichen Regensfall von 12.52 Meter Wasserhöhe pro Quadratcentimeter, feststellen, und es sind Monate vorge-kommen, wo die Wasserhöhe nicht weniger als 3.72 Meter hiege. Vom 1. Januar bis Mitte Juni 1899, also in nicht mehr als 5 1/2 Monaten, zeigten die Regenmesser eine Wasserhöhe von 6.78 Meter pro Quadratcentimeter an, und zwar fielen während dieser Zeit in einer einzigen Woche solche ungeheure Regenmengen, daß der Stand der Pluviometer um nicht weniger als 1.80 Meter erhöht wurde.

Wie viel Damen auf einen Tänzer?

Es dürfte nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie viele Damen in jedem Lande auf einen Tänzer kommen. Am glücklichsten daran sind nun hiernach die Wienerinnen, indem schon zwei Tänzerinnen ein Tänzer trifft. In Bayern ist das Verhältnis wie 1 zu 7, in Italien 1 zu 15, in Württemberg 1 zu 20, in England 1 zu 25, in den Niederlanden 1 zu 26, in Preußen 1 zu 28, in Hamburg, Bremen und Lübeck 1 zu 34, in Sachsen 1 zu 38, in Spanien 1 zu 50, in der Schweiz 1 zu 107, Portugal 1 zu 110, in Dänemark 1 zu 130, in Rußland 1 zu 159, in Schweden und Norwegen 1 zu 211, und in der Türkei 1 zu 9000. Die Tür-ken scheinen also die langweiligsten Leute der Welt zu sein.

Was die Zähne erzählen.

Die Kenntniß der Zähne spielt eine wichtige Rolle, wenn es sich darum handelt, Leiden von Verionen, die bei einem großen Unglück ums Leben ge-kommen sind, und die weder Kleider, Schuhe oder sonst ein Erkennungszei-chen an sich tragen, zu rekonstruieren. Mehrere Opfer der entsetzlichen Verhorrung Brandkatastrophe am 4. Mai 1897 wurden zum Beispiel auf diese Art und Weise erkannt. Als damals weinend und wehlagend die Verwandten vor

den verholten Leichnamen standen, ohne zu wissen, welcher von den Todten der Jünger sei, kam der Konful von Paraguan auf den glücklichen Gedan-ken, Zahnärzte holen zu lassen, welche die Opfer des Vazaardrandes behandelt hatten. So erkannte man zum Beispiel den Leichnam der unglücklichen He-rzogin von Alençon an ihrem Gebiß. Während nämlich ihre Zähne eine bläulich-schwarze Farbe in Folge des Feuers angenommen hatten, waren zwei Zähne auf der rechten Seite des Oberkiefers durchaus intakt geblieben. Sie waren nämlich vom Zahnarzt mit Goldplomben versehen worden. Und die gute Festung des Goldes hatte die Gewalt des Feuers abgewehrt. Ein loeben erdieneses Buch des italieni-schen Doktors Oskar Amodeo enthält zweihundertfünfzig solcher Fälle, wo die Kenntniß der Zähne es unter Anderem auch möglich machte, Gesipps von Leich-nen, welche bereits längere Zeit in der Erde gelegen hatten, festzustellen. Er-wähnen wollen wir noch, daß man unter den Leichen der vielen im Jahre 1879 von den Zulusaffern erschlagenen und großlich verkrümmelten Franzosen auch die des kaiserlichen Prinzen Kulu an seinen Zähnen herausfand. Er war vor drei Jahren auf das Gesicht gefal-len und hatte durch die Wucht des Sturzes an den drei mittleren Zähnen des Oberkiefers die Email zum Theil verloren. Damals mußte die Kunst der Natur nachhelfen. Der Zahnarzt erstegte die fehlende Email, indem er die Zähne mit einer emailartigen Masse polirte. Hierdurch wurde es den Freun-den des Prinzen endlich möglich ge-macht, die Leiche des unglücklichen Kaiserjohnes zu finden.

Kaiserliche Wohlthätigkeit.

Der deutsche Kaiser Leopold zeigte gegen die Armuth so viel Liebe und in derselben so viel Befähigkeit und Ge-duld, daß die Bettler bald überhand nahmen und schließlich in zwei Klassen getheilt wurden. Wiener nannten die Klassen „Aubienz - Brüder“ und „gewöhnliche Bettler“.

Die Aubienz-Brüder waren Leute von guter Herkunft, die um Aubienz baten, dann ihre elende Lage vorbringen und aus des Kaisers Hand Almosen empfan-gen. Zu diesem Zwecke hatte Leopold auf seinem Tisch Bäckchen von zehn bis hundert Dukaten, die er je nach Bedürfniß vertheilte. Diese Bäckchen wurden „Schärmügel“ genannt.

Es ging mit dem Vertrauen auf Leopold's Huld so weit, daß eini Jemand, der ein kleines Schärmügel erhielt, nach einem großen griff und er-klärte: zu Gott und dem Kaiser müsse man ohne Scheu bitten können.

Leopold's Beamten setzten endlich ein Promemoria auf, welches nachweis, wie böß kaiserliche Almosen meist alibi verwendet wurde, worauf Leopold jedoch den Entschluß gab: „Wer diese Lüste auf-segte, hat vergessen, seine eigenen Feh-ler hinzuzusehen.“ Für die Straßenbettelier ließ der Kai-ser, wenn er ausfuhr, einen großen Sad mit Viertelguldenstücken neben sich in die Kutische thun, und theilte davon aus. Oft wurde er so in die Enge ge-zwungen, daß die Pferde nicht fortkom-men konnten, aber kein Trabant durfte es wagen, einen Bettler fortzubringen. So wurden eini von den Zudringlichen die Kniefallstücken der Kutische einge-drückt. Leopold aber sagte, da der Kammerherr heftig wurde: „Werde sie schon wieder machen lassen. Ihr dürft mir aber die Leute in ihren Bitten um Almosen nicht hindern!“

Das Land des Regens.

Die Gegend von Cherrapunji in dem Königreich Assam in Hinterindien kann das Land des Regens genannt werden, denn die pluviometrischen Apparate zeigen wohl bestimmt in keiner anderen Gegend der Erde einen so hohen Regen-fall an, wie in der Gegend von Cherrapunji. Mehrjährige Beobach-tungen liehen jährlich einen durch-schnittlichen Regensfall von 12.52 Meter Wasserhöhe pro Quadratcentimeter, feststellen, und es sind Monate vorge-kommen, wo die Wasserhöhe nicht weniger als 3.72 Meter hiege. Vom 1. Januar bis Mitte Juni 1899, also in nicht mehr als 5 1/2 Monaten, zeigten die Regenmesser eine Wasserhöhe von 6.78 Meter pro Quadratcentimeter an, und zwar fielen während dieser Zeit in einer einzigen Woche solche ungeheure Regenmengen, daß der Stand der Pluviometer um nicht weniger als 1.80 Meter erhöht wurde.

Wie viel Damen auf einen Tänzer?

Es dürfte nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie viele Damen in jedem Lande auf einen Tänzer kommen. Am glücklichsten daran sind nun hiernach die Wienerinnen, indem schon zwei Tänzerinnen ein Tänzer trifft. In Bayern ist das Verhältnis wie 1 zu 7, in Italien 1 zu 15, in Württemberg 1 zu 20, in England 1 zu 25, in den Niederlanden 1 zu 26, in Preußen 1 zu 28, in Hamburg, Bremen und Lübeck 1 zu 34, in Sachsen 1 zu 38, in Spanien 1 zu 50, in der Schweiz 1 zu 107, Portugal 1 zu 110, in Dänemark 1 zu 130, in Rußland 1 zu 159, in Schweden und Norwegen 1 zu 211, und in der Türkei 1 zu 9000. Die Tür-ken scheinen also die langweiligsten Leute der Welt zu sein.

Motivire Abweisung. Unfallversicherungs-Agent: „Wie hat sich der Unfall denn ereignet?“ Verunglückter: „Ich bin mit drei Sonnenbrägern auf die Jagd ge-gangen und war noch nicht eine Stunde fort, da hatte ich schon drei Schrot-ladungen im Leibe!“ Agent: „Aber, lieber Herr, das ist doch kein Unfall — das ist doch ganz natürlich!... Da können wir Ihnen nichts bezahlen!“

Joyfullch. „Ei, lieber College, weshalb zeigen Sie denn an, daß Sie Ihre Vorlesun-gen einstellen? Witten im Semeste?“ „Ja, wissen Sie, mein Hörer und meine Hörerin haben sich mit einander verlobt!“

Ein hartnäckiger. Die Regierung berietet dem Lehrer Wanderlustig auf sein 60. autographir-tes Bittgesuch vorläufig jedes weitere Petitioniren. Was thut der Herr Leh-ter? Er reißt sofort wieder eine Supplik ein, worin er um die Erlaubniß bittet, auch ferner wieder um erledigte Schul-stellen nachsuchen zu dürfen.

Auf der Sekundärbahn. „Wie sollen wir wohl unsere neue Lokomotive nennen?“ „Blindschleiche!“

Wohin es noch kommen wird. Junger Ehemann: „Melanie, das sage ich Dir, wenn Du mich noch ein-mal so beleidigst, wie Du es heute Morgen gethan, dann — lehre ich un-terweilt in mein Elternhaus zurück!“

Ein angenehmer Associe. Student: „Ich bin, Herr Professor, Theilhaber am Geschäft meines Va-ters!“ Professor: „Wieso.“ Sie studiren doch Medizin, und Ihr Vater ist Kauf-mann!“ Student: „Ja, er besorgt eben die Einnahmen und ich die Ausgaben!“

Entel. Bettler: „I bitt' schon um a kleine Unterfällung, i möcht' mir a Paar Schuhe kaufen.“ Herr: „Aber Ihre Schuhe sind ja noch ganz gut.“ Bettler: „Ja, aber i möcht' mir a Paar gelbe kaufen.“

Auf dem Lande. Herr Meyer: „Mein Fräulein, ich bin entzückt von Ihnen — Sie sind ja die reinsten Unschuld!“ Fräulein Gerzi: „O, Sie schmeicheln nur! In den Stadtbergen darf man nicht alles glauben, was sie sagen.“

Eine bedenkliche Liebhaberei. Dame (zu einer Besucherin): „Was döß ich — Ihre Tochter hat sich wieder verlobt? Sagen Sie, ist das nicht be-reits das vierte Mal?“ Besuch: „Ach lasse Sie doch — es ist ja die einzige Passion, die das Mädchen hat!“

Denklich. Student: „Mir träumte gestern, Fräulein, wir beide wären verheira-thet.“ Fräulein: „Ja, ja, manchmal träumt man solchen Unfinn!“

Lachende Erben. A: „Dem verstorbenen Wihbold Leh-mann seine Erben können lachen.“ B: „Hinterläßt denn der so viel Vermögen?“ A: „Nein, aber eine Menge Wipe.“

Frauen-Boheit. „Die junge Rätthin ist eigentlich eine aufrichtige Person; die redet immer, wie ihr der Schnabel gemachsen ist!“ „Sie meinen, weil sie so großhüth!“

Beweis. „Aber Herr Doktor, haben Sie es wirklich ernst mit Ihrem Heiraths-antrag gemeint?“ „Gewiß, Fräulein Emilie, sonst häit' ich doch kein Retourporto bei-gelegt!“

In der Menagerie. Hänschen (auf den königstiger rei-gend): „Gelt, Papa, hier in der Ge-fangenschaft ist das ein Ex-königstiger?“

Sein umschrieben. (O-Beine.) Karlina: „Wesfte, Dein Kottlieb von die Dragoon ist ja 'n ganz netter Kerl, bloß uff die Beene is er stark durchsichtig.“

Ein Beweis. „Ist aber auch das Fräulein be-scheiden?“ Heirathsvermittler: „Ich sag' Ihnen, die ist so bescheiden, daß sie sich nur mit Weilschenseife wäscht.“

Redt aufmunternd. Junger Dichter: „... Und rathen Sie mir nach diesen Proben, ver-erbter Meister, im Dichten fortzu-fahren?“ Schriftsteller: „Nur, wenn Sie ab-solut nichts Anderes zu thun haben!“

Fortsetzung. „Also sieben Jahr' haben sie mir wieder aufgedrümmt! Das ist nicht recht! Wie kommen die armen Steuer-zahler dazu, daß sie mich schon wieder so lange erhalten müssen?“